

**Wissenschaftliche Insekten.**

Nach einem Aufsatz in der „Revue Scientifique“ theilt der „Prometheus“ Folgendes mit: Aeußerungen höherer Geisteskräfte bei niederen Thieren hat der ausgearbeitete belgische Psychologe Professor Delboeuf namentlich in seinen Eidechsenstudien vielfach gesammelt. Er glaubt keineswegs, daß man Alles in ihrem Gebahren an „Instinkt“ zurückführen und sich bei diesem Worte beruhigen darf, sondern schreibt auch diesen Thieren bereits höhere Gefühle von Liebe, Freundschaft, Haß, Zorn, Hingebung, Muth, Mißtrauen, Eifersucht, Neugierde, List, Furcht, Bosheit und selbst Mitleid zu. Mitleid ist gewiß eine der höheren seelischen Aeußerungen, die man bei Vögeln, welche verwaiste Junge, verunglückte, zum Beispiel erblindete Genossen ernähren, oder beobachtet hat, aber man hätte kaum geglaubt, daß sich das Mitleid schon bei Insekten äußert. Herr G. H. Monod glaubt davon aber untrügliche Proben schon beim Küchenschaben (Periplaneta Orientalis), einem der ältesten und niedersten Insekten, beobachtet zu haben. Die Veranlassung gab eine der großen Pracht-eidechsen Südfrankreichs, die man der Marceller Universität lebend gebracht und in eine große Kristallisationschale gesetzt hatte. Da sie seit mehreren Tagen keine Nahrung empfangen hatte, war sie sehr gierig nach den Küchenschaben, die man ihr reichlich, und diese zeigten ihrerseits eine entsetzliche Furcht vor dem Reptil und eilten, aus seiner Nähe zu kommen. Nun hatte man in die große Schale ein kleines Käpfchen mit Wasser gesetzt, um die Eidechse zu tränken, und in diese Schale fielen wiederholt Schaben beim Hinüberklettern, die dann auf dem Rücken schwammen und in der doppelten Furcht, von der Eidechse verschlungen zu werden oder zu ertrinken, verzweifelt ihre sechs Füße in der Luft bewegten. Dieser Zufall wiederholte sich mindestens fünf bis sechs Mal, aber ausnahmslos unterdrachen alsdann andere Schaben ihre Flügel, kamen auf den Rand des Schälchens

und halfen ihrer verunglückten Genossin aus dem Bade, wobei sie die eigene Gefahr völlig hinterstellten oder vergaßen. Eines Tages fiel eine Fliege in das Wasser und wieder näherten sich einige Schaben dem zapplenden Thier, um sich indessen schnell zu entfernen, nachdem sie erkannt hatten, daß da kein Thier ihrer eigenen Sippschaft zu retten war. „Ist es nicht höchst bemerkenswerth“, fragt Monod, „einen solchen unerwarteten Akt der Ueberlegung bei Thieren zu finden, die in der Stufenleiter der Wesen so tief stehen?“

**Vasco da Gama.**

Der Entdecker des Seeweges nach Ostindien, wird im nächsten Jahre der Held einer portugiesischen Nationalfeier sein, wie Columbus unlängst in Spanien gefeiert worden ist. Im nächsten Frühjahr wird es 400 Jahre, daß Vasco da Gama sich zu dem Wagniß einer Fahrt über den unbekanntem Ozean nach Ostindien rüstete, die ihn um das Kap der guten Hoffnung zu seinem Ziele führte. Diese Vierhundertjahrfeier soll in großartiger Weise begangen werden, wie aus dem Rundschreiben des Lissaboner Ausschusses hervorgeht. Alle civilisirten Völker sollen eingeladen werden. Das Programm ist überreich; nach jeder Richtung menschlicher Thätigkeit, Betriebsamkeit und Lust ist georgt. Ereignisse der Natur und des Geistes, Werte der Gegenwart und Vergangenheit, der Heimath und der Kolonien sollen zur Ausstellung gelangen. Die Lebenden sollen sich an Schaulustungen, Kunstleistungen, Revuen zu Land und zu Wasser erfreuen und belehren können; durch große wissenschaftliche Arbeiten soll die Vergangenheit geehrt werden. Lissabon erhält ein großes Gebäude, wo alle Ausstellungen, alle Kongresse und Empfänge stattfinden können. Ackerbau und Viehzucht, Jagd und Fischerei, Kunst und Gewerbe, Ethnographie und Hydrographie, Flora und Fauna Portugals und seiner Kolonien werden in Ausstellungen vorgeführt. Kriegsschiffe sämtlicher hierzu eingeladenen Staaten, ferner Handelsschiffe der hervorragendsten Seestädte und Schiffsfahrtsgeellschaften sollen auf dem Tajo zusammenkommen. Dann sollen stattfinden: eine internationale Regatta, ein internationales Preisregatta, ein internationales Preisregatta, natürlich auch ein internationales Radfahrer-Wettrennen. Von den Kongressen wird besonders einer für alle öffentlichen Vereine zu gegenseitiger Hilfe und Wohlthätigkeit hervorgehoben. Von den Lustfaden, deren Held Vasco da Gama ist, soll die Nationaldruckerei in Lissabon eine monumentale Ausgabe veranstalten. Dichter, Musiker, Maler und Bildhauer sollen zu Festarbeiten eingeladen werden; man plant auch die Aufführung alter portugiesischer Theaterstücke

und Kompositionen. Die drei Tage vom 8. bis zum 10. Juli 1897 werden in ganz Portugal und seinen Kolonien als Festtage feierlich gehalten werden.

**Aus Seeräuber-zeiten.**

Die Seeräuberzeiten, welche hin und wieder noch im chinesischen Meere vorkommen, erinnern lebhaft an das Piratenwesen, dessen Schauplatz im 16., 17., 18. und noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts hauptsächlich der atlantische Ozean war. Die Freibeuter jener Zeiten begnügten sich nicht mit der Plünderung der Schiffe auf hoher See, sondern oft überfielen sie auch Küstenstädte, die sie brandschatzten. Der berühmteste Seeräuber Scott, ein Engländer, erschien einmal nächtlicher Weise mit einer Anzahl seiner Untergebenen in der mexicanischen Küstenstadt San Francisco de Campeche, plünderte den Ort, schleppte Weiber fort und verlangte ein großes Lösegeld. Der Pirat Davis im 17. Jahrhundert ging einmal unweit Nicaragua, Mittelamerika, mit seinem Schiffe vor Anker, ließ zehn Mitglieder seiner Bande zur Bewachung des Schiffes zurück, vertheilte die übrigen 80 Mann in drei Kanoes und fuhr Nachts mit diesen flussaufwärts nach der Stadt Granada. Die Piraten wurden von einer Schilddwache angerufen, mit der sie spanisch sprachen und welche die Räuber schließlich in der Meinung, friebliche Fischer vor sich zu haben, passiren ließ. Kaum waren die Freibeuter in Granada aus ihren Booten gestiegen, als sie sofort über die Soldaten herfielen, welche der Landung der Piraten ruhig, und ohne eine Ahnung von dem wahren Charakter der Angelommenen zu haben, zusehen hatten. Der Angriff geschah so plötzlich und so unerwartet, daß die Soldaten bereits malfakirt waren, noch ehe sie Zeit gewinnen konnten, einen Versuch zu ihrer Vertheidigung zu unternehmen. Nach der blutigen That zerstreuten sich die Räuber durch die Stadt und plünderten Häuser und Kirchen. Ihre Gemüthsbeute stellte sich auf mehrere Tausend Dollars. Merkwürdiger Weise aber ließen die Piraten bei diesem Streifzuge die Bewohner von Nicaragua ungeschoren. Sie kehrten nach der Insel Jamaica, der Heimath ihres Hauptlings, zurück, wo acht Schiffe, für welche Davis von seinen Raubgenossen als Admiral erwählt worden war, zu einer Raubexpedition ausgerüstet wurden.

Wenn in jener Zeit ein Kaufschiff von Seeräubern gelapert worden war, so wurde die Mannschaft dieses Schiffes oft gezwungen, auf einer Planke zu wandeln, welche die Piraten so gelegt hatten, daß sie über die Seite des Schiffes hinausragte. Die Unglücklichen fielen dann in's Wasser und wurden gemeinlich von Haifischen gefressen. Waren es viele der in's Wasser Gestürzten, so war die See bald nachher von ihrem Blute förmlich roth gefärbt.

Im Jahre 1802 verließ das britische Raubschiff „Albion“ Ostindien, um nach England zu fahren. Das Schiff hatte werthvolle Ladung und eine ziemlich starke Besatzung. Als Passagiere befanden sich ein protestantischer Geistlicher mit seiner 25jährigen schönen Tochter an Bord. Damals ging die Seereise von Ostindien nach Europa bekanntlich noch um das Kap der guten Hoffnung. Die Reife verlief glücklich, bis man in die Region der südöstlichen Passatwinde gelangte. Hier tauchte plötzlich an einem Morgen am Horizonte ein verdächtig aussehendes Fahrzeug auf, welches zahlreiche Segel aufwies und direkt auf die „Albion“ zusteuerte. Bald erkannte man an dem massigen Rumpfe des fremden Fahrzeuges, daß es ein Piratenschiff war. Es wurden nun schleunigst Waffen unter die Mannschaft der „Albion“ vertheilt, die wenigen kleinen Kanonen derselben geladen und alles für das kommende Gemetzel erforderlich in Bereitschaft gesetzt. Pflichtgemäß machte der Kapitän auch seinen Passagieren von der nahen Gefahr Mittheilung, wobei der Geistliche sich erbot, an der Vertheidigung des Schiffes theilzunehmen. Man bedeutete dem Geistlichen aber, daß er wohl schwerlich an solche „Arbeit“, wie sie eben bevorstand, gewöhnt sei und hierbei vielleicht mehr schaden als nützen könne. Das Piratenschiff verringerte den Abstand zwischen ihm und der „Albion“ mit rapider Geschwindigkeit, und bald entbrannte der Kampf. Die Seeräuber waren an Zahl, sowie hinsichtlich ihrer Waffen den tapfer sechtenden Engländern überlegen und blieben Sieger. Sie betreten die „Albion“, ermordeten den Kapitän in grausamster Weise und ließen die Mannschaft den bekannten Spaziergang auf der Planke ausführen. Mehrere Haifische in der Nähe des Schiffes thaten dann das Uebrige. Die Freibeuter nahmen hierauf eine gründliche Durchsuchung der „Albion“ vor, wobei sie den Prediger und dessen Tochter betend in der Kajüte antrafen.

Sie schleiften die Weiden auf Deck und ließen den Geistlichen über die Planke laufen, während der Kapitän der Räuberbande, auf den die Schönheit der jungen Dame einen lebhaften Eindruck gemacht hatte, dieser die Wahl stellte, entweder sein Weib zu werden oder über die Planke zu marschieren. Die junge Dame zog es vor, zu sterben. Wuthentbrannt gebot nun der Abgewiesene einem Untergebenen, einen Schürhaken zu erhitzen. Als der Schürhaken weißglühend war, brannte das Scheusal dem unglücklichen Mädchen mit dem Haken die Augen aus, riß ihr die Kleider vom Leibe und warf sie über Bord, den Haifischen als Speise vor.

Unzählige solcher Greuelthaten, wie die beschriebenen, haben die Pirater jener Lage auf dem Gewissen. Die ersten sind bloß charakteristisch für das Thun und Treiben der Seeräuber im Allgemeinen. Wenn daher, mit Ausnahme des chinesischen Meeres, jetzt wohl alle Ozeane von diesen Bestien in Menschengestalt gesäubert sind, so ist dies in erster Linie den diebeuglichen energischen Anstrengungen Großbritanniens zu danken.

**Die Rege der Berliner Kolonial-Ausstellung.**

Sind, wie die „Offiz. Ausstell.-Nachr.“ schreiben, bei der Berliner „Damenwelt“ außerordentlich beliebt. Ein besonderes warmes Interesse findet der Hainppling Bruce von den Dogelenten. Er ist verheirathet, seine Frau und sein anderthalbjähriges Söhnchen Quasi sind ebenfalls hier, und nun sind viele Berlinerinnen so neugierig, daß dem Bruce mandmal das frause Paar zu Berge steht. In die intimsten Angelegenheiten mischen sich die Dämchen; dafür werden sie aber durch die haarfräubenstigen Nagen bestraft, die ihnen der schlaue Negerhäuptling in ziemlich gutem Deutsch und mit gewinnendster Höflichkeit aufstischt. „Wie viel Frauen hast Du?“ (Die Fragerinnen sind der selten Meinung, daß Neger immer mehrere Frauen haben müssen.) „Zwanzig.“ — „Nicht Du alle?“ — „D nein, nicht alle, nur mandmal und einige. Ich habe 45 Kinder, aber sechs gestorben.“ — „Wo sind denn die?“ — „Zu Hause!“ — „Ja, um Gottes willen, wer pflegt denn die armen Wärmer?“ — „Meine Frauen!“ — „Folgen Dir denn alle Frauen?“ — „O, sehr gut, sonst prügeln.“ — „Dann möchte ich aber Deine Frau nicht sein!“ — „Dab' ist Sie schon gesagt, daß ich Mann sein mag von Sie?“ — Diese Antwort war zu kränkend für die Fragestellerin, und sie wendet sich schmelend ab, um ihre Aufmerksamkeit einem anderen schwarzen „Adonis“ zuzuwenden. Nächst Bruce ist „Kudok“ sehr gern gesehen, aber auch „August“ und „Bismarck“ sind bevorzugte Lieblinge und verdienen es ganz meisterhaft, die lustigen „Schwermöther zu spielen. Aber wenn die Dämchen, die so gern mit den Schwarzen plaudern und schäkern, müßten, wie diese selbst über sie urtheilen, würden sie wohl kaum noch ein Wort an die „unerschämten“ Neger verschwenden. Keulich war ein Herr Zeuge, wie ein Neger nach längerem Gespräch mit einem jungen Fräulein vielsagend auf die Stirne zeigte und murmelte: „Verrud!“

Tausend Trauben an einem Weinstock. Die erstaunliche Fruchtbarkeit eines Mustateller-Weinstockes, der in dem Garten des Besitzers eines Arbeiterhäuschens in Mülhausen im Elsaß steht, macht viel von sich reden, und Mancher wandert hin, um das Naturwunder zu beschauen. Ein solches ist es doch wohl, wenn ein einziger Rebstock an die tausend Trauben trägt. Die Rebe ist schon alt, denn als der jetzige Besitzer vor 14 Jahren das Haus kaufte, fand er sie schon vor und sie war auch damals schon nicht jung. Vermuthlich sieht sie etwa 50 Jahre, wie die ersten Häuser der Arbeiterstadt. Besondere Pflege läßt der Mann seiner Rebe gar nicht angedeihen; aber sie steht neben dem kleinen Graben, durch welchen das Abwasser der Küche fließt, das mag dem Stocke, der sich nach beiden Seiten weit ausdehnt und dessen eine Seite eine Laube bildet, Leben und Saft geben. Eine etwa vier Meter lange Rankle führt von der Laube zu einem Lindenbaum. Drei Stützen hat man darunter gestellt, damit die Rankle unter der Last der Trauben nicht zusammenbreche. In der Länge hängen noch Trauben von den Zweigen herab, als ob sie auf dem Lindenbaum gewachsen wären. Man spricht neuerdings den alten Reben so gern jede Fruchtbarkeit ab—hier sieht man, daß auch das Gegenteil der Fall sein kann, denn niemals könnte eine junge Rebe so viele Trauben hervorbringen.

Weibliche Geschäftstheorie. Eine deutsche Tuchhändlerfirma, so schreibt der „Konfessionär“, hat es unternommen, aus der bekannten schwachen Seite vieler Männer für

das schöne Geschlecht Kapital zu schlagen. Sie hat nämlich zehn junge Mädchen als Reisende angenommen. Schon zweimal besuchten die Schönen die Stadt Weizen, Sachsen, und haufierten mit—Stoff zu Männeranzügen. Diese Hausirerin-Kolonie hat jedesmal große Posten von Stoffen mitgebracht, aber sie auch jedesmal vollständig abgesetzt. Die hübschen jungen Damen sind sehr liebenswürdig zu ihren Kunden und besitzen große Ueberredungskunst, so daß es nicht zu verwundern ist, wenn sich die Vertreter des starken Geschlechts erweichen lassen und „den kleinen Rest, welcher gerade noch gut zu einem Anzuge reicht“, kaufen. Sobald die Mädchen den „Rest“ verkauft haben, gehen sie nach ihrer Hauptniederlage zurück, um wieder mit einem neuen „kleinen Rest“ ihr Glück zu versuchen, und so geht es den ganzen Tag fort, bis der mitgebrachte Vorrath zu Ende geht. Zehn Männer würden, wie das oben erwähnte geschätzte Blatt galanter Weise versichert, eine ganze Woche zu thun haben, um auch nur annähernd das umzusetzen, was die Mädchen in einem Tage verkaufen!

Erdbeben auf Island. Die über London eingetroffene Nachricht von heftigen vulkanischen Ausbrüchen auf Island hat in Kopenhagen um so stärkere Aufregung hervorgerufen, als dieses Erdbeben vom 27. auf den 28. August als das stärkste seit 1784 bezeichnet wird. In jenem Jahre fand der „K. Z.“ zufolge eine entsetzliche Katastrophe statt, die viele Menschenleben kostete und den Eo Slastaa ganz mit Lava füllte. Menschenopfer scheint der diesmalige Ausbruch nicht gefostet zu haben, doch muß, wenn überhaupt ein Vergleich mit dem Unglücksjahre 1784 gezogen wird, eine Naturbegeisterung sehr ernster Art vorliegen. Wie gemeldet wird, stürzten Kirchen, viele Gehöfte, in einigen Gegenden, besonders Rangallshrepp und Holtmannshrepp, fast alle Häuser ein, die Ernte und der Viehstand ward in den betroffenen Gegenden gänzlich vernichtet, und Hungersnoth scheint die unausbleibliche Folge. Island ist, so lange es bemohnt wurde, also über 1000 Jahre lang, sehr häufig von Erdbeben heimgefuht worden, und in der vorgeschichtlichen Zeit, darauf deutet die ganze Beschaffenheit des Landes und seine Oberfläche, ist es kaum anders gewesen. Ungeheure Strecken Landes sowohl über wie unter der Schneegrenze sind mit Lavafeldern bedeckt, und nur verhältnismäßig kleine Strecken, besonders an der Westküste, sind weniger vulkanisch. Der Mittelpunkt des Erdbebens ist der Hekla, der bedeutendste der isländischen Vulkane, der seit 1104 20 Ausbrüche zu verzeichnen hat, 1878 zum letzten Male, darunter so lange andauernde, wie der Ausbruch vom September 1845 bis zum April 1846.

Die Kosten der Nansen'schen Expedition waren, wie mitgetheilt wird, auf 300,000 Kronen veranschlagt, von denen das Storching (Landtag) 200,000 Kronen bewilligt hatte und der Rest von Privatleuten aufgebracht werden sollte. Von diesen war vor Allem der König Oskar, der 20,000 Kronen zeichnete, ferner der Konul Anton Chr. Houen 20,000 Kronen und zehn andere norwegische Finanzleute zusammen 65,000 Kronen. Die Geographische Gesellschaft in London spendete 6500 Kronen. Erwähnenwerth ist auch, daß Freiherr v. Döfson der Expedition die volle Ausrüstung für die elektrische Beleuchtung vom Geschenk machte. Das gesammte Kapital ist aufgebracht worden und sicherem Vernehmen nach dürfte die bewilligte Summe um einige tausend Kronen überschritten worden sein, deren Begleichung jedoch in Betracht der wissenschaftlichen Resultate, die Nansen erzielt hat, nicht in Frage kommen kann.

Die Urgroßmutter des Präsidenschaftskandidaten Bryan lebt in New-York, Ind., und ist trotz ihrer 95 Jahre eine sehr wohl konservirte alte Dame.

Die Zahl der Eisenbahntunnels auf der ganzen Erde wird auf 1142, mit einer Gesammtlänge von 857 Kilometer, angegeben.

Die Londoner Feuerwehrluft im Januar 1895 4845 Mal alarmirt worden. Davon waren 925 falsche Alarme, und 287 Feuer waren nur Raminbrände. Bei 142 Feuersbrünsten ward der angerichtete Schaden bedeutend, bei 3491 unbedeutend. Die Zahl der Brände hat sich in London in den letzten zehn Jahren durchschnittlich jedes Jahr um 220 vermehrt. Dagegen nimmt die Zahl der bedeutenden Brände ab; 91 Personen sind 1895 bei Feuersbrünsten um's Leben gekommen. Die Londoner Feuerwehrluft zählt Alles in Allem nicht mehr als 961 Offiziere und Mannschaften. Sie besitzt 56 Dampfspritzen und 69 Handspritzen.

**Von dem Manne, der die Wirthschaft besorgen wollte.**

Es war einmal ein Mann, der brummte und zankte den ganzen Tag, und niemals konnte ihm seine Frau im Hause etwas recht machen. So kam er auch in der Heuernte eines Abends heim und polterte und wettelte, daß es ganz schrecklich anzuhören war. Da sagte die Frau:

„Sei doch nicht so böse, Väterchen, morgen wollen wir einmal mit der Arbeit lauschen, ich will mit den Knechten mähren gehen und Du sollst die Wirthschaft besorgen.“

Damit war der Mann zufrieden. Frühmorgens nahm die Frau die Sense über die Schulter und ging mit den Knechten auf's Feld; der Mann aber blieb im Hause zurück.

Zunächst machte er sich ans Butterrühren und begann sich einen Krug Bier aus dem Fasse abzuzapfen. Da hörte er, wie das Schwein in die Stube gelaufen kam und sprang hurtig die Kellertreppe hinauf, um das Thier fortzujagen, damit es nicht das Butterfass umstoße. Doch schon war das Unglück geschehen und die ganze Diele war weiß; mitten in der Sahne patzte das Schwein herum und ließ sich's gut schmecken. Da wurde der Mann so böse, daß er ganz das Bier vergaß und nur das Schwein greifen wollte. In der Thür bekam er es zu fassen und gab ihm vor Neger einen solchen Tritt, daß es auf dem Flede todt blieb. Jetzt befann er sich auch wieder auf das Faß im Keller, aber als er hinunter kam, war das Bier ausgegelaufen.

Nun ging er in die Milchstammer. Dort fand er noch Sahne genug und füllte das Butterfass von Neuem, denn Butter wollte er durchaus zu Mittag haben.

Nach einer Weile fiel ihm ein, daß die Kuh noch im Stalle stand und weder Futter noch Wasser bekommen hatte, obgleich es schon hoch am Tage war. Er wollte sich nicht die Zeit nehmen, die Kuh auf die Wiese zu führen, sondern beschloß, sie auf's Dach zu leiten, das war flach und mit Rasen bedeckt, und es wuchs dort hohes, schönes Gras. Die Hütte lag neben einem Hügel; wenn er sich von dort ein Brett nach dem Dache legte, getraute er sich wohl, die Kuh hinaufzubringen. Aber das Butterfass wollte er nicht wieder stehen lassen, weil sein kleiner Zunge auf der Diele herumtrabbelte, der konnte es leicht umstoßen. Er band sich also das Faß auf den Rücken und ging damit in den Stall; doch bevor er die Kuh auf's Dach führte, wollte er sie tränken, ergriff einen Eimer und begann Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen. Als er sich über den Rand beugte, ließ die Sahne aus dem Butterfasse ihm in den Nacken und über den Kopf in den Brunnen.

Es ging stark auf Mittag und Butter hatte er nicht bekommen; so beschloß er, Grütze zu kochen und hängte einen Kessel mit Wasser über den Herd. Als er dies gethan hatte, fiel ihm ein, daß die Kuh vom Dache herunterfallen und den Hals oder die Beine brechen könnte, darum stieg er wieder hinauf, um sie anzubinden. Das Ende des Strickes befestigte er an dem Halse der Kuh, das andere warf er durch den Schornstein hinab und schlang es sich dann in der Küche um den Leib. Das Wasser fing an zu kochen und er rührte die Grütze ein.

Auf einmal fiel die Kuh dennoch vom Dache und zog an dem Stricke den Mann in den Schornstein hinauf, da steckte er nun! — aber die Kuh hing draußen an der Wand und schwebte zwischen Himmel und Erde.

Die Frau wartete vergeblich, daß ihr Mann kommen und sie zum Mittagessen rufen sollte; endlich wurde ihr die Zeit lang und sie ging nach Hause. Als sie nun sah, wie jämmerlich die Kuh dahing, ließ sie schnell und durchschneid den Strick mit der Sense. In demselben Augenblick fiel der Mann den Schornstein hinunter, und als seine Frau in die Küche trat, — steckte er kopfüber im Grützestell!

**Seebaumpfaffen.**

Von „Kafetree“.

Frau Tief singt zwar Alt, aber ist es nicht; ihr Gatte bagegen singt nicht Alt, aber ist es; viel zu alt für so eine junge Frau. Er ist aber sonst sehr musikalisch, streicht sogar die Geige. Die einzige Weise, in welcher er noch herumstreicht. Frau Tief ist eine große Bewunderin der Kafatz als „Folde“, Herr Tief ein großer Verehrer des Grünig als „Tristan“, — trister Geschmad, meiner Ansicht —, kein Wunder, daß Herr Tief tief in seine Tasche griff und Eide zur Vorstellung des Wagner'schen Hohenliedes der Liebe be-

legte. An dem betreffenden Tage jedoch klagte die Frau über schauerliche Kopfschmerzen. Der Gatte wollte die Eide umtauschen, sie jedoch rebete ihm so lange zu, bis er sich zu gehen entschloß. Den anderen Eide konnte er ja mit Klughand, ja sogar Nutzen verkaufen. Er ging hin, aber — welche Enttäuschung! Statt „Tristan“, der diesmal wirklich nicht sollte, die „belämmerte Lucia“, „Statt Tristan — Gdgar? Warum nicht gar!“ — So rief Herr Tief und frug sich nun auch: „Wohin?“ Der sorgende, treue Gatte war in ihm jedoch siegreich. Er eilte heim zu der „armen, geplagten“ Gattin, die wahrscheinlich schon in Morpheus' Armen ruhte. Jawohl — in Morpheus' Armen! Die Arme ruhte zwar in Armen, aber nicht in denen des Morpheus; der Betreffende hätte schon eher Orpheus heißen können. Anstatt „Tristan“ ein solcher trister Anblick! Statt einer Fsolde-Aufführung, eine derartig! Und dabei mußte er noch die Rolle des „König Marke“ spielen. Was war die Folge? Eine Scheidung, für welche eigentlich der grautöpfige „Damager“ bezahlen sollte!

Herr Feiglingshäuser — es giebt doch merkwürdige Namen — ist Klavierlehrer. Er ist kein Wagner, sondern ein Nachtschwärmer; außerdem ist er noch im Stande, sich nicht nur für Bier, sondern auch für Me e r b e e r zu begeistern. Man sollte den „Propheten“ geben, da aber F. auch Moses und die hatte, so kaufte er einen Eide. Als er aber hinkam, starrte ihm statt „Prophet“, „Semiramis“ entgegen. „Nebert!“ rief er aus und eilte hinweg. Es regnete in Strömen. Feiglingshäuser hat einen Schirm; Klavierlehrer tragen gewöhnlich Schirme; wahrscheinlich deshalb, weil sie sich vor Wasser, das sie stets so verabzueuen, beschirmen wollen. Am Ausgange steht eine liebevolle Maid, schirmlos im Doppelpinne dieses Wortes. Herr F. ist galant; Klavierlehrer sind das meistens, sogar oft bei ihren Schülerinnen. Schlagfertig, wie dies einem Pianojünger geziemt, näherte er sich dem Mädchen und bot ihr seinen wirtkischen und bildlichen Schirm an. Doch auch die liebevolle Maid war schlagerfertig, denn sie schlug ihm „einen hin“, daß er umschlug, und der Unter- rief nach einem Blaudrot. Herr Feiglingshäuser, seinem Namen Ehre zollend, ließ fort. Als er die „Car“ bestiegen hatte, philofophirte er. „Firtz I miß Semiramis, und then this Miß — 's ist miß!“ Und wer trug an der Ohrfeige eigentlich die Schuld? Der graue „Damager!“

Nachstehendes köstliches Cerewisia-Poem in bayrischem Dialekt ist das Bruchstück eines Gedichtes aus der Zeitschrift „Jugend“ und kann als Antwort eines Altbayern auf die Frage eines Brauerern, wie er sein neues Bier nennen soll, dienen:

J woach net, was s' scho wieda ham — Die Hauptfach isdo net der Nam! Die Hauptfach isdo und bleibt das Bier, Mein lieber Herr, dös glaubens mir! Da Mächna trinkt und fragt si g'woiß, Net lang, wia's hoacht, na, blos wia' is!

J moan a, darauf kemma t's an — Paß auf, an was ma's kenna fann: An Widerwillen soll's erreg'n — Denn immer wieder muachd oans mög'n;

An Saß soll's machen, 's Bier, ver- steht:

Daß b' fihen bleibst und net gern gehst; Und grabeln muach's — no ja, dös heißt, Daß 's oan auf b' legt in Graben schmeißt;

A Gschmaderl a soll's ham — Roa wild's, A quat's, a rund's, a süß's, a mild's! Wann's so is' nacha kann da Maq'n, A elf bis fußzehn Maß vertragen.

Und wenn da Mensch a wadeln thuat, Er muach do sag'n, dös Bier is quait, Es macht Ein'm warm und lösch den Durst;

Doch wia ma's nemmt, dös is mir wurscht!

Er sprach's, that wieder einen Zug, Sah mir in's Auge mild und klug, Wies auf den Steintrag hin und lachte, Und sprach: „Daßschaug'n's, dös is die achte!“

Und wenn ich nun der Kadi wär' So fällt ich einen Spruch wie der:

Ist Guet Trunt nur gut und fein, Und nur bekömmlich, frisch und rein, I stiebet Name ihm zu gönnen,

Könn't's Rettar, könn't's Saluator nennen. Doch ist, was ihr gefocht, verächtlich Schaal, sauer, matt und niederrächtig, Verbieht ich Euch, es Bier zu taufen — Wer's thut, der muß es selber—saufen!